

A N N I E W A Y E

I N F E R N A L I S

E I N H E R Z V O N
N A C H T U M H Ü L L T

PROLOG



2030 ist das Jahr meiner Geburt und gleichzeitig das Jahr, in dem die Menschheit beinahe zugrunde gerichtet wurde. Es ist das Jahr, in dem die Dämonen erstmals auf die Erde kamen.

Infernalis nennen sie sich selbst. Ohne Vorwarnung tauchten sie überall auf der Welt, insbesondere in großen Metropolen auf: Shanghai, London, Kapstadt, Los Angeles. Sie besetzten die Körper unschuldiger Sterblicher als ihre Wirte. Man wusste erst, wer Freund und wer Feind war, wenn sich ihre Augen pechschwarz färbten und sie einem die ganze Lebensenergie aussaugten. Dazu brauchte es nicht mehr als eine einzige Berührung von Haut auf Haut.

Scheinbar ohne jegliche Schwachstellen, brachten die Dämonen Chaos und Verwüstung über die Welt, wie wir sie kannten. Allein am *Tag der Höllendämmerung*, an dem die Dämonen die Erde geflutet haben, starben Hunderttausende Menschen. Schon bald zählten wir Milliarden Tote. Es war einer der kürzesten und doch verheerendsten Kriege der Weltgeschichte, und die Menschheit hätte beinahe kapituliert.

2030 ist beinahe zwanzig Jahre her. Die Welt befindet sich immer noch im Wiederaufbau, doch für viele sind die Geschehnisse

des Dämonenkriegs in weite Ferne gerückt. Während manche keinen Gedanken an die Vergangenheit verschwenden, leben andere immer noch in Angst. Angst davor, dass es noch nicht vorbei sein könnte. Dass die Infernalis zurückkehren könnten – und dass wir ihnen dann nicht gewachsen wären.

Ich kann nicht sagen, zu welcher Gruppe ich gehört habe, denn wie so oft holt einen die Realität viel schneller ein, als einem lieb ist.

Mein Name ist Angel. Dies ist meine Geschichte.

I. ERWACHEN



»Angel«, drang eine sanfte Stimme aus weiter Ferne an meine Ohren. Sie wirkte seltsam vertraut, obwohl ich sie nicht greifen konnte. Sobald ich mich ihr in der Schwärze meines Bewusstseins näherte, entglitt sie mir aufs Neue.

Ich fragte mich, wem sie gehörte. Wer dieser Mann war, der meinen Namen sagte, immer und immer wieder. Meine Eltern hatten ihn mir kurz nach meiner Geburt gegeben. Damals war ich krank und schwach gewesen. Die Ärzte hatten mir keine Chancen ausgerechnet, auch nur die Nacht zu überstehen. Ein paar Minuten lang hatte mein Herz aufgehört zu schlagen. Während ich still und blass dagelegen hatte, hatten mich meine Eltern *Angel* genannt, weil sie glaubten, dass ich nun zu einem von ihnen werden würde. Zu einem Engel.

Damals wäre ich fast gestorben. So wie ich jetzt starb.

Augenblick. *Ich sterbe?*

Die Gewissheit kam erst schleichend – dann traf sie mich mit voller Wucht. Ich war nicht bei Bewusstsein. Stattdessen konnte ich spüren, wie ich immer tiefer in einen Schlaf glitt, aus dem ich niemals wieder erwachen würde.

Ich sterbe.

Nein. Nein. Nein, nein, nein!

Ich durfte nicht sterben. Ich *weigerte* mich, zu sterben! Ich war noch viel zu jung und hatte noch keinen meiner Träume ausgeträumt. Aber nicht nur das. Jetzt diese Welt zu verlassen ... Das konnte ich ihm einfach nicht antun.

Mein eigener Gedanke brachte mich zum Stutzen. *Das kann ich wem nicht antun?* Die Antwort auf diese Frage lag mir auf der Zunge und verlor sich dennoch im Nichts. Ich kam nicht dazu, eine Hand nach ihr auszustrecken. Denn im nächsten Moment rauschte ich durch ein Meer aus Erinnerungen, die alle zur gleichen Zeit auf mich einströmten, ohne Vorwarnung wie ein Donner, hart wie ein Paukenschlag.

Da waren Stimmen, so viele Stimmen, die auf mich einredeten. Ehe ich begreifen konnte, zu wem sie gehörten, waren sie genauso schnell wieder fort, wie sie gekommen waren. Das Gefühl von rauen Sandkörnern auf meiner Haut, zu dem sich die brennende Mittagssonne mischte. Das glockenhelle Lachen meiner Mutter, die mich im Arm hielt. Die sanfte Berührung einer Hand. Der Geschmack von Salz auf meiner Zunge. Jemand, der mir sagte, dass er mich liebte. Und ein undurchdringlicher schwarzer Nebel, in dem ich mich selbst verlor.

Mit aller Kraft bäumte ich mich auf, riss mich aus dem unendlichen Strom aus Erinnerungen an Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Das Adrenalin fuhr wie ein Blitzschlag durch meinen Körper – und doch öffnete ich meine Augen mit einer geradezu trägen Langsamkeit.

Ich lag auf dem Rücken in meinem Bett. Um mich herum war es still – oder vielleicht war mein Gehör auch nur der letzte meiner Sinne, der zum Leben erwachte. Alles, was ich sehen konnte, war blendend weißes Licht. *Was für ein seltsamer Traum.*

Erst nach und nach konnte ich einzelne Details ausmachen – wie das bekannte Gesicht über mir, das definitiv nicht hierher gehörte.

»Angel?«, erreichte mein Name ein weiteres Mal mein Bewusstsein.

Ich erschrak. Ein paar Sekunden lang konnte ich nichts weiter tun, als mit rasendem Herzen den Mann anzustarren, der sich über mich beugte. »Hen...ry?«, fragte ich erschöpft. Was hatte er in meiner Wohnung zu suchen?

Ich kannte Henry schon, seit ich denken konnte. Da ich keine Geschwister hatte, hatte ich in meiner Kindheit immer mit ihm, dem Nachbarsjungen, gespielt. Alles an ihm war so vertraut. Seine hohen Wangenknochen, seine sanften, braunen Augen und seine dunklen Haare, deren vordere Partie etwas länger war und die er sich jeden Morgen sorgsam nach hinten gelte. Doch die Besorgnis in seiner Miene hatte ich noch nie zuvor gesehen. »Es ist alles gut.« Seine warme Hand legte sich auf meine. »Ich bin hier.«

Ich runzelte die Stirn. Was zur Hölle wollte er damit sagen?

Auf einmal begriff ich. Ich lag nicht in meinem Bett in meiner viel zu kleinen, düsteren Wohnung. Ich war nicht zu Hause. Aber wo sonst?

Abrupt fuhr ich hoch – so schnell, dass die Welt nicht hinterherkam. Als wollte sie das ausgleichen, drehte sie sich plötzlich in rasender Geschwindigkeit um mich herum und warf mich um ein Haar zurück auf das Kissen.

Der Schock saß mir tief in den Gliedern. Ich konnte mich nicht einmal umsehen und starrte stattdessen die gegenüberliegende Wand an, die ich – genau wie den Rest des Raumes – noch nie zuvor erblickt hatte. »W-was ist passiert?«, stieß ich hervor, während sich mein Unterbewusstsein in Windeseile eine Geschichte zusammenspann. »Wo zum Teufel bin ich?«

Ich erinnerte mich nicht. Meine Vergangenheit war wie ausradiert. Ich musste gestorben sein und das hier der seltsamste Him-

mel, den ich mir nur vorstellen konnte – mit einem illusorischen Henry an meiner Seite, der mich begleitete, bis der echte nachrücken konnte. Eine andere Möglichkeit gab es nicht. Der Sensenmann, dem ich als Baby knapp von der Schippe gesprungen war – er war zurückgekehrt, um sich zu holen, was ihm gehörte.

Ein Anflug von Panik stieg in mir auf und ließ meine Kehle so eng werden, dass ich kaum mehr Luft bekam. Beinahe, als würde ein Paar unsichtbarer Hände unaufhörlich dagegen drücken. Es fühlte sich realer an als Henrys Stimme, die wie aus weiter Ferne an meine Ohren drang: »Das hier ist das Krankenhaus.«

Es war, als würde er mich damit aus dem Energiesparmodus reißen. Mit einem Schlag stellte sich meine Sicht für meine Umgebung scharf. »Im K-Krankenhaus?« Hektisch blickte ich an mir hinab, betrachtete meinen von einem gemusterten Kittel bedeckten Oberkörper und wackelte mit den Füßen. Es schien alles heil zu sein. Was war mir zugestoßen? Ein Drohnenunfall? Ein Vorfall bei der Arbeit im *Sweet Beans*? Mein verdammter Kreislauf?

Ich versuchte krampfhaft, mich zu erinnern – doch da war nichts. Stattdessen spürte ich einen stechenden Schmerz, der sich von meinem Hinterkopf aus durch meinen Schädel zog. Ich atmete zischend ein und rieb mir die Schläfen, aber die Berührung machte alles noch schlimmer.

»Hey.« Hilflo strich Henry über meinen Oberarm. »Es ist alles gut. Sie haben dich wieder zusammengeflickt.«

Mein Blick schweifte von ihm weg und fixierte die Einzelheiten des kleinen Raumes um uns herum. Anstelle einer Lampe war die ganze Decke von winzigen Lichtpunkten übersät, die gerade ausgeschaltet waren. Sanfte Sonnenstrahlen drangen durch das einzige Fenster, auf dessen anderer Seite ich die glänzenden Fassaden mehrerer Hochhäuser von Los Angeles erkennen konnte.

Links von meinem Bett standen ein paar medizinische Geräte, die ich nicht benennen konnte, rechts ein geradezu mickriger Stuhl, auf dem Henry wer weiß wie lange während meiner Bewusstlosigkeit ausgeharrt haben musste. Hinter ihm erspähte ich ein zweites Bett, das nicht belegt war, und neben ihm einen kleinen Beistelltisch, auf dem eine Schachtel Pralinen mit einem handbeschriebenen Zettel lag. Die geschwungene Schrift darauf, die meinen Namen formte, erkannte ich sofort – sie gehörte meiner Freundin Nikki.

Das Zimmer war hell, steril und unpersönlich. Als ich den Kopf drehte, entdeckte ich unzählige Kabel, von denen eines in einem weißen Clip an meinem Zeigefinger endete und die allesamt in der Rückenlehne meines Betts zusammenliefen.

Das Krankenhaus also.

»Was haben sie zusammengeflickt?«, fragte ich, während ich versuchte, meine Gedanken zu klären. »Warum bin ich hier?«

Henry zog die Brauen zusammen. »Du weißt es nicht mehr?«

Stumm schüttelte ich den Kopf – und wurde von einem Anflug des Schwindels erfasst.

»Sie haben dich schon vor ein paar Stunden aufgeweckt«, half mir Henry auf die Sprünge. »Der Arzt hat dir Fragen gestellt. Ich hab dir erzählt, was ...« Hilflos brach er ab. »Du hast es vergessen?«

Ein Schauer lief mir über den Rücken, und in mir begann es zu rattern. Verzweifelt versuchte ich mich zu erinnern, aber nichts von dem, was er sagte, kam mir bekannt vor – genauso wenig wie die Einrichtung, mein Krankenhaushemd oder der muffige Geruch, der im Raum hing. »Sieht ganz danach aus.« Meine Stimme war nicht mehr als ein Flüstern.

Mein bester Freund rang sichtlich mit sich. »Also gut«, begann er zaghaft, ehe er tief Luft holte. »Wir machen es kurz und

schmerzlos, und vielleicht fällt es dir dann wieder ein. Du hast zwei Wochen im künstlichen Koma gelegen.«

Mein Magen krampfte sich zusammen. »Was?!« Und das teilte er mir mal ganz nebenbei mit?

»Dir geht es gut«, fuhr er schnell fort, als hätte er dieses Gespräch wirklich schon einmal geführt. »Du hast keine schwerwiegenden körperlichen Schäden davongetragen.«

Ohne zu blinzeln, starrte ich ihn an. »Warum?«

Ein paar Sekunden lang herrschte Stille. Dann gab er sich einen Ruck. »Du ... wurdest angegriffen. Von drei Männern. Im Gefecht hast du dir offenbar den Kopf gestoßen.«

Ich verlor die Kontrolle über meine Gesichtszüge. »Drei Männer? Wer ...?« Leute, die ich kannte? Von der Arbeit? Aus meiner Nachbarschaft?

»Das ist ... kompliziert.«

»Kompliziert?« Auf einmal kam mir ein grausamer Gedanke. In einer steifen Bewegung meines Nackens senkte ich den Blick und sah abermals an mir hinab. »H-haben sie ... Haben sie mich –«

»Nein!«, beteuerte Henry sofort. »Um Gottes willen, nein!«

Erleichtert sackten meine Schultern herab. Doch die düstere Miene, die er aufgesetzt hatte, warnte mich davor, mich zu früh zu freuen.

»Laut Polizeibericht«, erklärte er langsam, »wurden die drei Männer in deiner unmittelbaren Nähe gefunden. Sie waren alle tot.«

Meine Gesichtszüge entgleisten. »Tot?« Wieder wurde mir schwindelig, diesmal in einem solchen Schub, dass ich befürchtete, erneut das Bewusstsein zu verlieren.

»Die Obduktion hat gezeigt, dass es keinerlei äußere Gewaltwirkung gab.« Mir entging nicht, dass Henry deutlich langsa-

mer sprach als zuvor. »Es hat den Anschein, als hätten ihre Vitalfunktionen einfach ausgesetzt – und zwar alle gleichzeitig. So etwas haben die Pathologen seit zwei Jahrzehnten nicht mehr gesehen.« Abwartend blickte er mich an, als hoffte er, dass ich seine nächsten Worte erriet und er sie nicht aussprechen musste. Doch ich war alles andere als in der geistigen Verfassung für solche Spielchen, und so blieb ihm nichts anderes übrig.

Er befeuchtete seine Lippen. »Es ist, als wäre alles, was sie am Leben erhalten hat, ihren *Körpern entwichen*«, schlug er einen verheißungsvollen Unterton an.

Verständnislos schüttelte ich den Kopf. »Was willst du mir damit sagen?« Hielt er es für eine gute Idee, jemanden auf die Folter zu spannen, deren Gehirn seit zwei Wochen nichts als Matsch gewesen war?

Ich glaubte, einen Hauch der Verzweiflung in seiner Miene lesen zu können. »Alles deutet darauf hin, dass« – er stockte – »du von Dämonen attackiert wurdest.«

So schnell die Welt sich um mich herum gedreht hatte, so abrupt hielt sie an. Die Zeit schien stillzustehen, all die zähen, quälend langsamen Sekunden lang, in denen die Bedeutung von Henrys Worten sich in meinem Inneren entfaltete.

»Was?«

Dämonen. Verlorene Seelen, die seit Jahrhunderten, wenn nicht gar Jahrtausenden in der Hölle schmorten – einem Ort, von dem man sich lange nicht einmal sicher gewesen war, ob er überhaupt existierte. Die Ausgeburten des Bösen, die Boten der Finsternis – sie waren hier?

Sie waren wirklich *wieder* hier?

»Das Militär ist sich ziemlich sicher. Die Polizei glaubt, dass die drei entdeckt und aufgehalten wurden, ehe sie dir Schlimmeres

antun konnten, und deshalb ...« Betreten schüttelte er den Kopf und beendete beinahe angewidert seinen Satz: »... aus ihren Wirten gefahren sind.«

Ich starrte Henry an, doch ich konnte ihn nicht mehr sehen. Stattdessen versuchte ich fieberhaft, mich an den Vorfall zu erinnern – und traf in meinem Geist auf nichts als gähnende Leere.

Mir wurde heiß und kalt zugleich. »Das ist unmöglich«, flüsterte ich.

»Ich weiß, es klingt –«

»Dämonen gibt es nicht mehr!«, unterbrach ich ihn eine Spur zu energisch. »Sie wurden ausgelöscht. Vor *zwanzig* Jahren! Sie alle!« Mein Körper zitterte und mir fiel erst jetzt auf, wie verdammt kalt es hier drinnen war.

»Das stimmt auch«, erwiderte Henry verzweifelt. »Zumindest dachten wir das. Aber die Medien sind voll davon. Und das Militär sagt, es gäbe keinen Zweifel.« Er zog die Schultern hoch. »Aber es sind höchstwahrscheinlich nur Überbleibsel des Kriegs. Ein paar dahergelaufene Infernalis, die sich lange genug versteckt haben.«

Mein Blick wurde glasig. »Und was, wenn nicht?«, raunte ich und konnte es nicht glauben. Wollte es nicht glauben. Der Dämonenkrieg war schlimm gewesen, aber wir hatten gewonnen. Wir hatten die Dämonen ausgelöscht. Doch nun, wo man es am wenigsten erwartete, waren sie zurück? Die Kreaturen, die aus der Hölle krochen, um uns alle zu vernichten?

Henry rang sich ein sanftes Lächeln ab. »Es wird alles gut.« Ich verstand nicht, wie er trotz dieser Neuigkeiten so ruhig sein konnte. »Wir sind hier in L. A. – der am besten gerüsteten Stadt, wenn es um Dämonen geht. Wir sind in Sicherheit.«

Wie konnte ich dann von dreien von ihnen angegriffen werden?, schoss es mir durch den Kopf. »Woher willst du das wissen?«,

entgegnete ich stattdessen. Die bloße Vorstellung, was mir zugestoßen sein sollte, legte eine schwere Last auf meine Schultern. Ich brachte kaum die Kraft zustande, um zu fragen: »Wenn sich das alles wiederholt, gibt es dann überhaupt einen Ort, an dem wir sicher sind?«

Erst nachträglich bemerkte ich die Hoffnungslosigkeit, die in meinen Worten lag, und mein Körper erbebt. Im nächsten Moment hatte Henry seine Arme um mich geschlungen. Sanft drückte er mich an sich und ich klammerte mich dankbar an ihn. »Wenn es einen gibt, dann ist er hier. Wir sind eine Bastion des Überlebens. Uns wird hier nichts zustoßen. Das weiß ich.«

Eine leise Stimme in meinem Hinterkopf erinnerte mich daran, dass Henry allen Grund hatte, sich vor den Dämonen zu fürchten. Sie hatten seine Eltern im Krieg getötet. Obwohl er glücklich bei einer Adoptivfamilie aufgewachsen war, ertappte ich ihn häufig in Momenten, in denen der Verlust ihm zu schaffen machte. Womöglich war er gar nicht so überzeugt von dem, was er sagte – sondern versuchte sich in erster Linie *selbst* einzureden, dass wir in Sicherheit waren.

Eine unendlich lange Zeit hielt ich Henry fest. Da meine Eltern nicht mehr hier lebten, hatte ich ihn als Notfallkontakt eingetragen. Andernfalls hätte er wahrscheinlich nicht einmal gewusst, dass ich hier war. Aber ich war froh, dass er es war. Denn plötzlich kam es mir so vor, als würde mein restliches Leben allein von ihm abhängen.

Umso beklommener fühlte ich mich, als er sich behutsam von mir löste. »Ich sollte jetzt besser Bescheid sagen, dass du wach bist.«

Widerstrebend ließ ich ihn gehen. Nur wenige Minuten später betraten ein Mann und eine Frau in grünen Kitteln den Raum.

Niemand von ihnen wirkte überrascht oder erleichtert darüber, dass ich bei Bewusstsein war. Sie hatten mich ins künstliche Koma versetzt und vor ein paar Stunden wieder aufgeweckt – zwei Routinemaßnahmen ohne großes Risiko.

Einer der Angestellten brachte mir eine Art Smoothie, den ich vorsichtig über einen Strohhalm trinken sollte. Die andere Mitarbeiterin trat vor ein schmales Stehpult am Fußende des Betts. Ihre Finger bewegten sich gezielt über das Touchpad. Bei den meisten anderen Geräten wurden die Bildschirme in die Luft projiziert – hier allerdings verließ man sich auf ältere Anzeigen, um zu verhindern, dass sensible Daten für alle Menschen im Raum sichtbar gemacht wurden.

Ich konnte nur raten, welche Informationen die Schwester in der Datenbank über mich bekam. Vermutlich einfach alle – von Personendaten wie meinem Geburtstag und Geschlecht über meine Lieblingsfernsehsendungen bis hin zum Todestag meines Hunds Taco, den ich als Kind gehabt hatte. Es würde mich nicht einmal wundern, wenn darin die Anzahl meiner Sexualkontakte verewigt wäre. Heutzutage gab es eigentlich nichts mehr, was nicht von irgendeinem Server in Daten umgewandelt wurde.

Der Blick der Mitarbeiterin richtete sich auf mich, und auf einmal stieg der unbändige Drang in mir auf, meine blonden, welligen Haare in Ordnung zu bringen. Nach zwei Wochen im Bett musste ich furchtbar aussehen.

»Gute Nachrichten«, verkündete sie. »Ihre Werte sehen normal aus.« Ich öffnete den Mund, um ihr zu sagen, dass sich mein Gehirn wie schmerzender, glitschiger Brei anfühlte, kam aber nicht dazu. »Ich werde Ihren zuständigen Arzt darum bitten, später noch einmal bei Ihnen vorbeizuschauen.« Sie vertraute ihren Da-

ten so sehr, dass sie es überhaupt nicht für nötig erachtete, ihre Patientin nach ihrem Zustand zu fragen.

Als sie und ihr Kollege den Raum verließen, wartete Henry auf der anderen Seite der Tür. »Vergessen Sie nicht, dass die Besuchszeit in einer halben Stunde endet.«

»Also«, hob er zögerlich an, nachdem er kurz darauf die Tür geschlossen hatte. »Was haben sie gesagt?«

»Alles ganz wundervoll«, erwiderte ich trocken. Mein Magen drehte sich bei dem Gedanken um, in dreißig Minuten allein in diesem leeren, weißen Zimmer sitzen zu müssen. Könnte sich Henry nicht unterm Bett verstecken, wenn der Arzt später nach mir sah?

Als er sich wieder auf dem Stuhl neben meinem Bett niederließ, hatte er eine ernste Miene aufgesetzt. Mir wurde mulmig zumute. Er blickte in Richtung Tür, durch die das Personal verschwunden war. Dann nahm er meine Hand. »Da ... ist noch etwas, das du wissen solltest.«

Meine Mundwinkel sackten herab. »Noch etwas?« Was könnte allem, was er mir bisher erzählt hatte, die Krone aufsetzen? Sein Gesichtsausdruck ließ mir die Furcht bis ins Mark dringen. »Henry?«, fragte ich verunsichert.

Er starrte meine Hand an, über deren Rücken er sanft mit einem Daumen rieb. Vermutlich nahm er das nicht einmal wahr. Ich hatte das Gefühl, er überlegte fieberhaft, wie er mir etwas schonend beibringen konnte, das mich vollends aus der Bahn werfen würde. »Du kannst dich wirklich nicht an den Vorfall erinnern, oder?«

»Ich ...« Ich biss mir auf die Unterlippe und zwang mich dazu, mich zu konzentrieren. Erinnerungen wachzurufen, die in den Überresten meines zertretenen Gehirns vergraben lagen. Doch so sehr ich mich auch bemühte – ich fand überhaupt nichts.

Langsam schüttelte ich den Kopf. Erst nach ein paar Sekunden fiel mir auf, dass Henry mich immer noch nicht direkt ansah. »Nein«, sprach ich es deshalb laut aus.

Er hob den Blick – und ich erschrak, als ich den Schmerz darin erkannte, der viel größer sein musste als der in meinem Hinterkopf.

Unwillkürlich umklammerte ich ein Stück der Decke mit meiner Faust. »Was ist es?«

Sein Mund schloss sich, wahrscheinlich, ehe etwas Falsches daraus hervordringen konnte. Der Ausdruck in seinen dunklen Augen war angespannt. »Der Arzt hat dir diese Fragen vorhin schon gestellt, aber wenn du dich nicht mehr erinnern kannst ...« Er schluckte merklich. »Die Schwester sagte, vielleicht hilft es, wenn du die Prozedur noch einmal mit mir durchgehst. Versuchen wir es einfach mal.« Während ich immer noch keinen Plan hatte, worauf er hinauswollte, atmete er tief durch. »Wie alt bist du, Angel?«

Damit traf er mich unvorbereitet. Ich schnaubte ungläubig. »Was ist das denn für eine Frage?« Und was käme als Nächstes? *Wie viele Finger halte ich hoch, Angel?*

»Also gut«, wehrte er ab. »Dann eben anders: Welches Jahr haben wir?«

Ich hob zu einer schnippischen Antwort an – und stutzte, als mir klar wurde, dass er das hier ernst meinte.

Ich war zwei Wochen weggetreten gewesen. Und vor zwei Wochen hatte ich ...

Das Letzte, woran ich mich erinnern konnte, war ...

Meine Gesichtszüge entgleisten, denn da war nichts als Schwärze.

Plötzlich wurde ich von einer Unruhe erfasst, die mich bis in die kleinste Faser ausfüllte. Ich riss den Kopf zum Fenster herum, an

dem mit Sicherheitsabstand vereinzelte Passagierdrohnen vorbeiflogen. Ich sah mich im restlichen Raum um, auf der verzweifelten Suche nach einer Uhr, auf der ein Datum abgebildet war. Erinnernte mich dann an die Smartwatch, die Henry trug, und wandte mich ihm zu.

Als könnte er meine Gedanken lesen, zuckte seine Hand zu seinem Arm und bedeckte die Anzeige, ehe ich einen Blick auf sie erhaschen konnte. Seine Miene war steinern. »Das Jahr, Angel.«

Ich wagte es nicht mehr, ihn zu fixieren. Stattdessen betrachtete ich meine Finger, die genauso aussahen wie in meiner Erinnerung – aber wie weit reichte die zurück? Übelkeit stieg in mir hoch und verengte meine Kehle. Ich wusste, dass Henrys Frage nur eines bedeuten konnte. Dass ich falsch raten würde, egal wie überzeugt ich von meiner Antwort war.

»Zweitausend« – ich ballte die Hände zu Fäusten – »neunundvierzig.«

Henrys Augen weiteten sich ein ganz kleines bisschen, und er starrte mich mehrere Sekunden lang mit leicht geteilten Lippen an.

Ich ließ die Schultern hängen. »Du willst mich auf den Arm nehmen.« Ich war mir absolut sicher. Schließlich sah er genauso aus wie in meiner Erinnerung.

Doch was dann kam, nahm mir abermals jeglichen Wind aus den Segeln: »Es ist zweitausendfünfzig.«

Der Klang der Zahl war wie ein Schlag ins Gesicht. »Fünfzig?« Erneut fixierte ich das Fenster. Die Jahreszeiten in Kalifornien ließen sich äußerlich nur noch daran unterscheiden, ob es *verdammt heiß* (im Winter) oder *unerträglich heiß* (im Sommer) war. Der niedrige Stand der Sonne, gemixt mit der Klimatisierung des Zimmers, die sich mindestens zwei Grad zu kalt anfühlte, verriet

mir rein gar nichts darüber, ob ich nur ein paar Monate vergessen hatte – oder ein ganzes Jahr.

Wieder griff Henry nach meiner Hand, aber seine vertraute Berührung konnte den Anflug von Panik nicht dämpfen, die in mir aufstieg. »Alles gut. War ja nah dran«, sagte er, wirkte dabei jedoch genauso überfordert wie ich. »Was ist das Letzte, woran du dich erinnerst?«

»Keine Ahnung!« Inzwischen stoben unzählige Erinnerungen in meinem Geist durcheinander – von Arbeitstagen, Partys, unbeschwerten Stunden mit meinen Freunden Henry und Nikki. Doch ich konnte sie in keine Reihenfolge bringen, fast so, als hätte man sie alle in einen Mixer geworfen und ihn auf höchster Stufe laufen lassen.

Alles, was ich in diesem Moment wusste, war, woran ich mich *nicht* erinnerte. »Oh mein Gott. Letztes Silvester. Wo war ich da?« Meine Finger begannen zu kribbeln. »Weihnachten«, fuhr ich fort, ehe Henry reagieren konnte. »Was habe ich an Weihnachten gemacht?« Ich dachte an meine Eltern, die ich auf ihrer Farm in Oregon hatte besuchen wollen. Hatte ich das wirklich getan? Hatte ich sie nach all den Monaten wiedergesehen? Oder sie zumindest angerufen?

Ich wusste es nicht. Ich wusste es einfach nicht und das schlechte Gewissen rollte über mich hinweg wie eine Lawine. Wie hatte ich auch nur einen einzigen Tag mit meinen Eltern vergessen können? Meine Sicht verschwamm, als sich dicke Tränen in meinen braunen Augen sammelten. »Ich erinnere mich an nichts«, flüsterte ich mit erstickter Stimme.

»Angel!« Henry drückte meine Hand. »Ich weiß, dass das schwer sein muss. Aber wir schaffen das, okay? Zusammen.«

Ich war mir nicht mehr sicher, ob ich ihm glauben konnte. Dennoch nickte ich und zwang mich dazu, mich zu beruhigen.

»Lass es uns anders machen«, schlug er vor. »Ich frage dich etwas und du sagst mir, ob du dich daran erinnerst oder nicht. In Ordnung?«

Ein Schluchzen, das ich nicht unterdrücken konnte, brachte meinen Körper zum Erbeben. Wieder nickte ich.

Er ging in sich. »Die Weihnachtsfeier im *Sweet Beans*.«

Ich versteifte mich. Wir hatten im Coffeeshop eine Feier gehabt? Ich versuchte, mich zumindest an die Einladungskarte zu erinnern – aber da war nichts. »Nein.«

Beschwichtigend hob er eine Hand. »Kein Problem. Was ist mit der Abschiedsparty für Nikkis Schwester?«

Ich erinnerte mich daran, dass Rita vor Kurzem ihren Abschluss gemacht hatte und nach Phoenix hatte ziehen wollen, um dort zu studieren. Doch die Party, von der Henry sprach, war mir neu.

»Wie sieht es mit dem Sechzigsten meiner Tante Clara aus?«

Mein Herz machte einen Satz. Ich öffnete den Mund und –

Mir wurde klar, dass sich die Feier, die mir in den Sinn gekommen war, nicht um eine Clara gedreht hatte und außerdem schon zwei Jahre her war. »Nein«, brummte ich und schob mir missmutig eine Haarsträhne hinters Ohr.

»Vielleicht besser so.« Sein Blick driftete weg. »Mein Dad hat sich echt danebenbenommen. Die ganze Nachbarschaft hat darüber gesprochen.« Er dachte kurz nach, und etwas Vorsichtiges mischte sich in seine Miene. »Meine Trennung von Lacey.«

Entsetzt starrte ich ihn an. Konnte kaum verarbeiten, was er mir da erzählte. »Lacey und du habt euch getrennt?«, brach es aus mir heraus. »Warum? Warte«, hielt ich ihn zurück. »Hat sie etwa *dich* abserviert?«

Henry blickte geradezu peinlich berührt drein. »Es war einvernehmlich.«

Erleichtert atmete ich auf. »Gut so. Ich meine, sie war maximal eine Fünf und du bist eine glatte –« Ich unterbrach mich selbst. Irgendwie fühlte es sich seltsam an, den besten Freund als eine Zehn zu bezeichnen – selbst, wenn es stimmte. »Eine glatte Sieben.«

Amüsiert hob Henry eine Braue, während sich seine Lippen zu einem Grinsen verzogen. »Wirklich? Eine Sieben? Mehr nicht?«

In gespielter Hilflosigkeit zuckte ich die Achseln. »Ich mache die Regeln nicht, Mister Warren. Aber ich kann gerne eine Sieben plus draus machen.«

Triumphierend lehnte Henry sich zurück. »Geht doch.«

Ich lachte leise, wurde jedoch schnell wieder ernst. »Warum habt ihr Schluss gemacht?«, hakte ich vorsichtig nach. »Ich dachte, ihr wart glücklich miteinander.«

»Waren wir auch«, erwiderte Henry gedehnt. »Aber ... manches ist einfach nicht für die Ewigkeit bestimmt.«

Bedächtig nickte ich »Das tut mir leid.« Zugegeben, so ganz stimmte das nicht. Ich hatte Lacey kaum gekannt, weil sie nie große Lust darauf gehabt zu haben schien, sich mit Henrys Freunden abzugeben.

Er machte eine wegwerfende Handbewegung. »Das ist inzwischen eine ganze Weile her. Erinnerst du dich«, überlegte er laut, »an deinen neunzehnten Geburtstag?«

Einzelne Bilder flammten vor meinem inneren Auge auf. Da waren Henry und Nikki und ein paar meiner Kollegen vom *Sweet Beans*. Wir hatten in Nikkis Apartment vorgetrunken und anschließend die Straßen von Los Angeles unsicher gemacht. »Nikki hat diesen schmierigen Typen an Land gezogen«, erinnerte ich mich an den am wenigsten denkwürdigen Moment des Abends. Zuerst hatte der Kerl mich angebaggert, aber Henry hatte meine Hilfe su-

chenden Blicke bemerkt und mich gewissermaßen vor ihm gerettet. Mit seiner großen Statur und seinen breiten Schultern hatte er auch nicht besonders viel tun müssen, um ihn zu verjagen.

Henry lächelte. »Das werte ich mal als Ja.«

»Was bedeutet das? Wie viel Zeit fehlt mir?«

Er wurde wieder ernst. »Das ist zehn Monate her.«

Stille breitete sich zwischen uns aus. *Zehn Monate*, hallte es in meinem Kopf wider. *Ich habe zehn Monate verloren.*

Mein Mund wurde trocken. »Das ist ... das ist nicht so schlimm, nicht wahr? Ich meine –« Ich wurde von einem hysterischen Kichern unterbrochen, das ohne mein Zutun aus meiner Kehle kroch. Beugend holte ich Luft. »Es könnte auch mehr sein. Es soll Leute geben, die haben ihr ganzes Leben vergessen. Ihr ganzes ...« Ich stockte, während sich ein pechschwarzes Loch unter mir auf tat. »Leben.«

»Genau. Das ist kein Beinbruch«, pflichtete mir Henry bei, der nicht ahnen konnte, welcher Orkan sich in mir zusammenbraute. »Die Ärzte haben gesagt, dass du gute Chancen hast, deine Erinnerungen zurückzubekommen. Zumindest die meisten davon. Es sieht so aus, als bräuchte dein Gehirn nur« – er zuckte die Achseln – »einen Schubs in die richtige Richtung.«

Mein Herz schlug mir bis zum Hals, während meine Gedanken zu rasen begannen. Einen Schubs also. Wie verpasste man seinem Gehirn einen richtig schönen, kräftigen Schubs?

Ich fasste an mein Handgelenk, aber da war nichts. Doch dafür entdeckte ich den einzigen Gegenstand, den ich immer bei mir trug, neben Nikkis Rumpralinen auf dem Beistelltisch.

Mein Herz machte einen Satz. Hastig griff ich danach, tippte auf ihre Seite, um den Bildschirm zu aktivieren – und nichts tat sich. Er blieb dunkel.

Ich schluckte. »Die ist leer, oder?«, raunte ich und drehte langsam den Kopf in Richtung Tisch. »Die ist leer.« Doch dann sah ich, dass sie auf einer kleinen runden Metallvorrichtung gelegen hatte, die auf der Tischplatte eingelassen war. Eine Ladestation. Der Akku war also nicht das Problem.

Meine Schultern sackten herab. »Sie ist hinüber?«, stieß ich mit der letzten Luft aus meiner Lunge und meiner letzten Hoffnung hervor. »Die *eine Sache*, in der Erinnerungen von mir gespeichert sind?«

»Tut mir leid«, sagte Henry matt. »Ich hab auch schon alles versucht, um sie wieder an zu bekommen, aber ich glaube, das wird nichts mehr. Du könntest sie in Reparatur geben –« Er brach auf meinen ungläubigen Blick hin ab. Er wusste genauso gut wie ich, dass ich nicht das nötige Kleingeld dafür hatte. »Oder du besorgst dir eine neue und lässt die Daten aus der Cloud auf sie übertragen.«

Mir schwirrte jetzt schon wieder der Kopf. »Ist das nicht total aufwendig?« Ich hatte so etwas noch nie gemacht, sondern nur die reinsten Horrorstorys darüber gehört – meistens von Leuten, die wie ich nur dieses eine drahtlose Gerät hatten und keinen Ersatz, von dem aus sie auf ihre Daten zugreifen konnten. Mein Tablet zu Hause war nicht mit meiner Uhr synchronisiert, weil ich Angst davor gehabt hatte, dass sich jemand in mein ganzes Leben hacken könnte.

Missmutig legte ich die Smartwatch zurück. Das hatte ich jetzt davon.

»Ich schätze schon«, murmelte Henry. »Du musst einen Antrag beim Hersteller, dem Serverbetreiber und bei der Regierung stellen. Wahrscheinlich sind es sogar mehrere Anträge, die du gleichzeitig ...« Er stutzte. »Oder nacheinander ...?«



Stöhnend verbarg ich mein Gesicht in den Händen. »Das darf doch alles nicht wahr sein. Bis der durchgeht, bin ich wahrscheinlich schon tot!«

»Es ist auf jeden Fall möglich!«, bekräftigte er. »Ich helfe dir. Und du kannst so lange meine alte Uhr haben.«

Zögerlich nahm ich meine Hände herunter und begegnete seinem aufmunternden Blick.

»Wir kriegen dich schon wieder hin, Angel.«

Aber wir kriegten mich nicht wieder hin. Nicht mit allen Zeitungsausschnitten, Fotos oder Nachrichten, die mir Henry auf seiner Uhr zeigte und die mir nach und nach vor Augen führten, wie groß das klaffende Loch in meinem Gedächtnis war. Wie hatte ich so vieles vergessen können?

Die halbe Stunde verging wie im Flug. Das Ende der Besuchszeit rückte näher und näher – ohne dass ich wie durch ein Wunder all meine Erinnerungen zurückbekam. Der Schubs in die richtige Richtung reichte offensichtlich nicht aus. Womöglich müsste ich mein Gedächtnis eine Klippe hinunterstoßen, um ihm auf die Sprünge zu helfen.

Mein Mut sank, als Henry sich erhob. »Warte«, hielt ich ihn zurück und streckte eine Hand nach ihm aus, die er, ohne zu zögern, ergriff. »Danke«, sagte ich und meinte es von Herzen. »Dass du für mich da bist.«

Henry lächelte. Seine bloße Berührung war genug, um mir die Kraft zu geben, die ich für die bevorstehende Nacht brauchte. »Immer.«

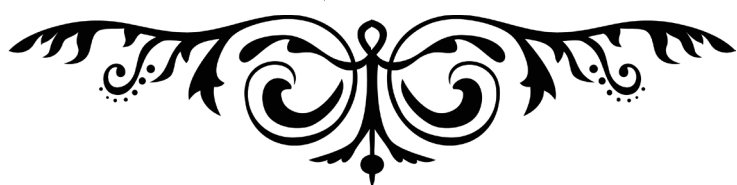
Als er kurz darauf sachte die Tür hinter sich zuzog, fühlte ich mich unglaublich leer. Und das nicht einmal, weil ich ein Jahr verloren hatte. Sondern, weil ich jetzt hier in diesem strahlend weißen sterilen Krankenzimmer kauerte. Ganz allein, ruhelos,

ohne mit jemandem reden oder mich von den unzähligen Hiobsbotschaften ablenken zu können, die in der letzten Stunde über mich hereingebrochen waren wie ein Schwall faustgroßer Hagelkörner. Eingesperrt mit meiner Verzweiflung und der Unruhe in meinem Inneren.

Was meine Erinnerungen betraf, kam ich mir nicht so vor, als würde mir etwas fehlen. Im Gegenteil – mein neunzehnter Geburtstag fühlte sich an, als wäre er erst gestern gewesen. Oder vor ein paar Wochen. Das war mein Stand der Dinge. Doch jetzt saß ich hier und musste die bittere Pille schlucken, dass seit diesem Tag fast ein Jahr vergangen war. Dass alles, was danach geschehen war, aus meinem Gedächtnis ausradiert worden war, und das womöglich für immer.

Und je länger ich darüber nachdachte, desto stärker wurde das verräterische, nervenzerreißende Gefühl, dass mein verlorenes Jahr das wichtigste meines ganzen Lebens gewesen sein könnte.

2. NACHT

A decorative horizontal flourish with symmetrical, swirling, leaf-like patterns extending from the center, positioned below the chapter title.

Ich wusste nicht, was mich mitten in der Nacht die Augen aufschlagen ließ. Vielleicht waren es die Geräusche, die immer wieder auf dem Gang ertönten – von gedämpften Stimmen oder hastigen Schritten des Personals etwa. Vielleicht hatte ich auch einen Albtraum gehabt, an den ich mich jetzt schon nicht mehr erinnern konnte ...

... und der nahtlos abgelöst wurde von etwas, das mir die Furcht noch viel tiefer ins Mark dringen ließ. Es war real.

Durch den Türschlitz hindurch schien etwas Licht vom Gang in den Raum. Es drang nicht bis zu meinem Bett vor – reichte aber gerade weit genug, um die Silhouette anzukratzen, die vor dem Fenster stand.

Mein Herz setzte einen Schlag aus. Ich riss die Augen auf vor Schreck, nur um sie sofort wieder zusammenzukneifen.

Das ist kein Arzt, dröhnte die blanke Gewissheit in meinem Kopf. Kein Arzt der Welt würde sich mitten in der Nacht in dein Zimmer schleichen und dich beim Schlafen beobachten.

Der Fremde rührte sich nicht. Eine idiotische, naive Stimme in meinem Unterbewusstsein bildete sich ein, er würde mich nicht bemerken oder das Interesse an mir verlieren, wenn ich mich

schlafend stellte. Aber das funktionierte nicht einmal in meinen harmlosesten Albträumen. Außerdem warnte mich mein purer Überlebensinstinkt davor, auch nur für einen winzig kleinen Moment die Lider zu senken. Mein ganzer Körper versteifte sich und ich betete zu Gott, dass man das durch die dünne Krankenhausdecke nicht sehen konnte.

Panik stieg in mir auf. Ich presste die Kiefer aufeinander. Mein Herz hämmerte so laut in meiner Brust, dass ich befürchtete, der Eindringling könnte es wahrnehmen.

So viele Fragen stoben durch meinen Kopf, aber keine von ihnen konnte ich auch nur annähernd beantworten. Am allerwenigsten: Wer war das? Was tat er hier – und was wollte er von mir?

Kalter Angstschweiß trat aus meinen Poren. Zwei dunkle Streifen mischten sich zu dem Lichtkegel, der unter der Tür hereinfiel, als jemand – vermutlich eine Krankenschwester – an ihr vorbeilief. Hoffnung und Erleichterung fielen gleichermaßen über mich herein. Da war jemand. Wenn ich mich bemerkbar machte, würde man mich hören.

Ich wollte schreien, so laut ich nur konnte. Meine Lippen teilten sich, doch kein Ton drang zwischen ihnen hervor. Meine Kehle war wie zugeschnürt.

Der Moment verstrich und die Schatten des Paares Schuhe waren so schnell verschwunden, wie sie gekommen waren. Ich war allein. Allein mit dem Eindringling.

Mein Puls raste und ich verfluchte mich selbst, die Dämonen und das ganze Krankenhaus dafür, in dieser Nacht nicht an einen EKG-Monitor angeschlossen zu sein. Einen der Sorte, bei der ein Alarm losgeht, wenn sich das Herz auffällig verhält. So wie meines, das gerade so heftig in meiner Brust schlug, dass ich befürchtete, es würde durch meine Rippen brechen.

Vielleicht war dieser Schatten nicht echt. Vielleicht war er nur eine Einbildung. Oder das alles hier nur ein Fall von Schlafparalyse. Eine Anomalie meines angeschlagenen Gehirns. Aber so sehr ich es mir auch einreden wollte, glaubte ich keine Sekunde lang daran.

Ich erinnerte mich an den roten Knopf, der sich irgendwo an der linken Seite meines Bettgestells befand und den ich *notfalls* drücken sollte. Falls ein Killer in meinem Zimmer kein Notfall war, dann wusste ich auch nicht mehr. Wenn ich es nur schaffte, diesen Knopf zu betätigen, würde es vielleicht nur wenige Sekunden dauern, bis eine Schwester in den Raum gestürmt käme. Ich musste ihn einfach nur erreichen ...

Aber ich durfte keinen Fehler machen. Mir keine falsche Reue erlauben. Denn ich hatte nur diese eine Chance.

Als könnte sie meine Gedanken lesen, löste sich die Silhouette vom Fenster.

Ich schnappte erschrocken nach Luft – und verriet mich damit selbst. Meine Gelegenheit, nachzudenken, verstrich, und ich fuhr hoch, schleuderte meinen Arm regelrecht in die Richtung, in der ich im Dunkeln den Knopf vermutete und –

In dem Moment, in dem die Klemme von meinem Finger rutschte, schloss sich ein eiserner Griff um mein Handgelenk. »Sch!«, zischte jemand. »Ich bin's!«

Ich erstarrte. Mein Schrei blieb mir in der Kehle stecken. Wie war er so schnell hierhergekommen? Und *was* hatte er da gerade gesagt?

Ein paar unendliche Sekunden lang geschah rein gar nichts. Ich saß kerzengerade in meinem Bett, neben mir ein Mann, der die Distanz vom Fenster unmöglich in so kurzer Zeit hatte zurücklegen können und es doch irgendwie getan hatte. Er hielt mich so fest gepackt wie der Greifarm einer Maschine.

Ein Traum, betete ich. Bitte, lass das einen Traum sein.

»Warte einen Moment.« Der Fremde ließ meinen Arm los – und ich verstand die Welt nicht mehr. Jetzt, wo sich meine Augen an die Finsternis gewöhnt hatten, konnte ich sehen, wie er sich von mir abwandte und zur Tür schritt.

Ich war gestresst und ratlos und hatte keine Ahnung, was ich tun sollte, weshalb ich mit meinem frei gewordenen Arm hektisch nach dem roten Knopf tastete. In der Sekunde, in der ich ihn fand, schlug ein Blitz im Zimmer ein – zumindest glaubte ich das, so sehr wurde ich von gleißendem Licht geblendet, das plötzlich bis in die letzte Ecke des Raums schien.

Zischend kniff ich die Augen zusammen und blickte in Richtung des Kontrollpanels neben der Tür.

Vor diesem stand ein junger Mann. Ich war noch nie gut darin gewesen, das Alter anderer Menschen zu schätzen. Er könnte achtzehn sein, vielleicht aber auch schon dreißig. Er war schlank und trug ein schlichtes, dunkles Shirt und Jeans. Seine dunkelblonden Haare gesellten sich zu dunklen Brauen und wirkten etwas zerzaust, als wäre er durch ganz Los Angeles bis hierher gelaufen. Seine Augen waren von einem strahlenden Blau, das mich von jetzt auf gleich zu hypnotisieren drohte.

Bis mir schlagartig wieder einfiel, wo ich war. In einem Krankenhauszimmer. Mitten in der Nacht. Mein Gegenüber war weder Arzt noch Krankenpfleger und egal, was dieser Kerl vor wenigen Sekunden angedeutet hatte – ich hatte ihn noch nie zuvor gesehen.

Mein Daumen strich über die glatte Oberfläche des roten Knopfs – doch der Mann hielt mich abermals davon ab, ihn zu drücken. Nicht, weil er einen Satz auf mich zu machte und mich aufs Neue packte. Sondern weil er mir ein warmes Lächeln

schenkte, das mir jeglichen Wind aus den Segeln nahm. »Besser so?«

Entgeistert starrte ich ihn an.

»Ich wäre schon früher gekommen, um nach dir zu sehen«, erklärte er geschäftig und wandte sich vollends zu mir um. »Aber dieser Kerl wollte einfach nicht verschwinden.« Er verdrehte die Augen und ich fragte mich, woher er wusste, wann und wie lange Henry da gewesen war. Das hier war nicht das Erdgeschoss. Er hätte auf einen Baum klettern müssen, um uns beobachten und dann hier einzusteigen.

Ein ungutes Gefühl machte sich in mir breit.

Erwartungsvoll blickte er mich an. Ich hingegen wagte es nicht einmal, zu blinzeln. Ich sog seinen Anblick in mich auf, ignorierte das nervöse Prickeln, das er in meiner Magengrube auslöste, und bemühte mich, irgendetwas an meinem Gegenüber wiederzuerkennen – vergeblich. Das Blut rauschte lauter als ein Wasserfall in meinen Ohren. Fieberhaft versuchte ich zu verstehen, was gerade vor sich ging, doch ich landete immer wieder in einer Sackgasse.

Offenbar hatte sich der Mann eine andere Reaktion erhofft. »Alles in Ordnung?«

Langsam kehrte das Leben in meinen Körper zurück, aber auf einmal brachte ich es nicht mehr über mich, auf den Knopf zu drücken. Ein eiskalter Killer wäre ein Notfall gewesen – aber das hier? Zumal ich nicht einmal wusste, was *das hier* überhaupt sein sollte.

Sorge mischte sich in seine fein geschnittenen Gesichtszüge. »Angel? Was ist los?«

Mein Herz machte einen Satz. Mir war heiß vor Anspannung und kalt vor Angst – zugleich war da etwas in seiner Stimme, das mich einzulullen, mit sanften Armen zu umschließen drohte. Ein

Gefühl, das ich kaum zuordnen konnte und das in meiner Verwirrung restlos unterging. Meine Gedanken rasten, mein Körper hingegen fühlte sich taub an. »Woher kennst du meinen Namen?« Und warum kannte ich seinen nicht?

Mein Gegenüber hob eine Braue. »Ist das ein Witz?« Ich hatte diesen Kerl noch nie zuvor gesehen – doch er benahm sich so, als kannten wir uns schon seit einer Ewigkeit ... Seit einem knappen Jahr vielleicht?

Meine Gesichtszüge entspannten sich. Überraschte es mich wirklich, dass ich ihn nicht erkannte – mich nicht an ihn erinnerte? Wie viele Menschen, die sich in den letzten Monaten in mein Leben gestohlen hatten, hatte ich noch vergessen? »E-entschuldige, aber ... wer bist du?«

Seine Augen weiteten sich, und ich sah ihm an, wie unterschiedlichste Emotionen um die Oberhand kämpften. Sein Mund öffnete sich – und ein lautes Rattern ertönte draußen auf dem Gang. Ohne den Blick von mir zu lösen, führte er einen Zeigefinger an seine schmalen Lippen.

Meine Kehle wurde trocken. Ein Teil von mir wollte immer noch schreien, ein anderer wurde durch seine einfache Geste hypnotisiert wie ein Kaninchen, das in die Augen einer Schlange starrte.

Die Geräusche von draußen verloren sich in der Ferne, und mein Gegenüber schüttelte ratlos den Kopf. »Was ist passiert, Angel?«

Eine Gänsehaut kroch auf meine Arme hinauf, als er erneut meinen Namen aussprach. Mein Mund öffnete sich wie von selbst, um ihm zu antworten: »Ich habe eine Amnesie. Ich ... ich habe das letzte Jahr vergessen.«

Der Mann schnaubte belustigt. »Aber sicher doch.«

Mein Herz verkrampfte sich in meiner Brust. »Es ist wahr!« Ich saß hier an ein Krankenhausbett gefesselt. Warum sollte ich lügen?

Er schüttelte nur den Kopf, wenn auch mit einem angespannten Ausdruck im Gesicht. »Du könntest mich nie vergessen, Angel. Das ist unmöglich.«

Ein Stich des Ärgers bohrte sich in meine Magengrube. »Tja, Newsflash: Ich habe nicht die geringste Ahnung, wer du bist oder was du mitten in der Nacht in meinem Zimmer zu suchen hast!«

Sein Mund klappte geräuschvoll zu. Stille folgte meinen Worten, in der ich nur mein Herz schneller schlagen hörte, als es gesund sein konnte. »Dein Ernst?«, wiederholte er mit rauher Stimme. Er hob einen Fuß –

»Keinen Schritt weiter!«, zischte ich wie von selbst. Mein Daumen berührte nach wie vor den roten Knopf. Am Rande meines Blickfelds erkannte ich den Beistelltisch, auf dem inzwischen nur noch ein Glas Wasser stand.

Der Mann erstarrte mitten in der Bewegung. Dann plötzlich verschwand die Sorge aus seiner Miene. Stattdessen machte sich ein lauernder Ausdruck darin breit. »Creed Nightfair«, fragte er tonlos. »Sagt dir dieser Name irgendetwas?«

Kaum dass er geendet hatte, spürte ich altbekannte Kopfschmerzen in mir aufsteigen, die ich schon in den letzten Stunden vor dem Einschlafen nicht hatte bekämpfen können – so sehr hatte ich versucht, mich an das vergangene Jahr zu erinnern.

Obwohl ich damit keinerlei Erfolg gehabt hatte, konnte ich nicht anders. *Creed Nightfair* – immer und immer wieder sprach ich den seltsamen Namen innerlich aus, tastete die Schwärze meines Gedächtnisses nach einer Verbindung ab, nach einer Empfindung, nach *irgendetwas*, das er in mir auslöste.

Ich tastete ins Leere.

Kaum merklich schüttelte ich den Kopf und spürte einmal mehr das pure schlechte Gewissen in mir aufsteigen. Aber vielleicht war Reue ja fehl am Platz. *Creed Nightfair* – das klang wie der Name eines Drogenbarons. Womöglich *wollte* ich mich gar nicht an ihn erinnern.

Meine Gedanken gerieten ins Straucheln. Um Gottes willen, hatte ich irgendwann in den letzten zehn Monaten Drogen gekauft und bekam es jetzt mit der Mafia zu tun?

Als sich die Mundwinkel des Mannes nach unten bogen, dämmerte mir, dass er mir nicht *irgendeinen* Namen genannt hatte. »Du hast mich vergessen?«, fragte er mit tiefer Stimme. »Nach allem, was passiert ist, hast du mich einfach ... vergessen?«

Eine Wand aus Kälte traf frontal auf mich. Unwillkürlich versteifte ich mich. »E-es tut mir leid!«, beteuerte ich und wusste nicht einmal, ob das der Wahrheit entsprach. »I-ich versuche ja mich –«

Doch Creed hörte mir überhaupt nicht mehr zu. »Also war alles umsonst.« Ruhelos trat er in Richtung Fenster, nur um dann wieder abzdrehen. Während er auf- und abging, schenkte er mir immer wieder ruhelose Blicke, als wollte er sich vergewissern, dass mir nicht plötzlich wie durch Zauberhand einfiel, was ich seiner Meinung nach mit ihm verbinden sollte. Er, der Mann, von dem ich immer noch nicht wusste, wer er war, der sich aber nachts in ein gesperrtes Krankenhaus geschlichen hatte, um mich zu sehen. Das gefiel mir nicht.

»Einfach umsonst.«

Auf einmal fühlte ich mich in meine Kindheit zurückversetzt. Wenn ich nachts allein im Dunklen hatte schlafen müssen, hatte ich mir ständig eingebildet, dass grauenerregende Monster unter



meinem Bett und in meinem Schrank lauerten. Wann immer ich ein Geräusch gehört hatte, das ich nicht hatte zuordnen können, hatte ich mich voller Angst unter meiner Bettdecke versteckt und dort ausgeharrt, bis am nächsten Morgen endlich die ersten Sonnenstrahlen ins Zimmer gefallen waren und mich aus meiner Starre erlöst hatten. Genauso kam ich mir jetzt vor – klein, schwach, wehrlos und wie betäubt vor Furcht.

»Das darf nicht wahr sein.«

Diesmal würde mir eine Decke nicht dabei helfen, mich vor der Gefahr abzuschirmen.

Abrupt blieb Creed stehen. »Das kannst du mir nicht antun, Angel.« Er fixierte mich wieder, und hätte er dunklere Augen gehabt, wäre mir womöglich gar nicht aufgefallen, was sich veränderte. Doch so war es nicht zu übersehen, wie ihr strahlendes Blau einer klaffenden Schwärze Platz machte, die sich nicht nur über seine Iris, sondern auch über das Weiße seiner Augen zog.

Mein Herz setzte einen Schlag aus. Die Kälte, die mir von Creed aus entgegenschlug, schoss auf einmal wie Blut durch meine Adern und ließ selbst meine letzte Pore zu Eis erstarren. *Dämon.*

Aus pechschwarzen Augen starrte mich Creed Nightfair an und offenbarte mir, was ich längst hätte ahnen müssen. Es war das einzige Merkmal, das sie von uns unterschied. Der einzige Hinweis, mit dessen Hilfe wir sie als das erkennen konnten, was sie waren. Den wir aber erst in dem Moment bekamen, in dem sie ihre Kräfte und ihre wahre Natur entfalteten – bevor sie uns sämtliches Leben aus dem Körper saugten.

Ein Teil von mir hatte immer noch gehofft, Dämonen wären ausgestorben. Doch nun stand der Gegenbeweis vor mir. Er wirbelte zu mir herum und bewegte sich quer durch das Zimmer,

ohne seinen kalten, toten Blick von mir zu reißen. Creed Nightfair war kein alter Bekannter, der sich Sorgen um mich gemacht hatte. Er war einer von *ihnen*. Und er war nicht gekommen, um mir Blumen oder Schokolade zu schenken oder auf meinem nicht vorhandenen Gips zu unterschreiben.

Die Gewissheit ließ das schmerzhaftes Dröhnen in meinem Hinterkopf wiederauferstehen: *Du wurdest von Dämonen angegriffen. Sie wollten dich töten. Und jetzt kommen sie, um es zu Ende zu bringen.* Creed würde sämtliche Kraft aus meinem Körper saugen, bis nicht einmal die fortschrittlichste Technologie meine Vitalfunktionen wiederherstellen könnte. Und dafür musste er nicht mehr tun, als mich zu berühren.

»B-bleib weg!«, krächzte ich.

Nur noch zwei Schritte trennten ihn von mir, als er eine Hand hob. »Angel, ich bin –«

Urplötzlich wurde ich von einer Woge aus Energie erfasst, die ich bisher nur zweimal gespürt haben konnte: Als Säugling, der auf dem schmalen Grat zwischen Leben und Tod getanzt hatte. Und als erwachsene Angel Sullivan, die vor ein paar Stunden aus dem Koma erwacht war. Ich wollte leben. Und zwar um jeden Preis.

Creed ahnte etwas, denn seine Gesichtszüge entgleisten. »Nein«, warnte er mich. »Nicht!«

»Bleib weg von mir!« Entschieden drückte ich auf den roten Knopf. Im nächsten Moment zuckte meine Hand zum Beistelltisch und umklammerte das Wasserglas. So gut ich es im Sitzen konnte, holte ich damit aus und schleuderte es mit einem lauten Schrei in Richtung des Dämons.

Ich hörte Glas splintern, konnte mich aber nicht darauf konzentrieren. Wie vom Blitz getroffen sprang ich auf die Füße – ei-

nen Augenblick, bevor meine geschwächten Knie unter mir nachgaben und ich stürzte. Mit wie wild klopfendem Herzen taxierte ich die Überreste des Glases, die sich auf dem Boden verteilt hatten, ohne den schlanken Körper des Dämons auch nur gestreift zu haben.

Ein kalter Zug strich über meine vom Krankenhauskittel entblößte Rückseite. Ich wollte mich umsehen, Creeds Silhouette ausmachen, herausfinden, wie er so schnell hatte ausweichen können. Doch er war nirgends zu entdecken.

Doch dann erinnerte ich mich wieder daran, was er war, und die Gewissheit lähmte mich von Kopf bis Fuß. Creed war genauso verschwunden, wie er hier aufgetaucht war – unerwartet und unerklärlich, wie es nur ein Dämon konnte. Aber das bedeutete nicht, dass er nicht wiederkommen würde.

Ein gequältes Lachen bahnte sich einen Weg meine Kehle hinauf, schaffte es jedoch nicht bis nach draußen. Ich wusste nicht, wie viel Zeit verging, in der ich einfach nur dasaß. In der meine Glieder zu keiner Regung fähig waren. In der ich auf die Stelle starrte, an der sich gerade eben noch ein echter, lebendiger Dämon befunden hatte. Es könnten Minuten gewesen sein, vielleicht auch Stunden.

Kein einziger klarer Gedanke drang bis in meinen Geist vor. Immer und immer wieder spielten sich die vergangenen Sekunden vor meinem inneren Auge ab. Auf einmal war da keine Luft mehr um mich herum – sie war verschwunden, als hätte der Dämon sie mit sich genommen, um mich auf qualvollste Weise hinzurichten. Ich zitterte am ganzen Körper ausgelöst durch die Kälte, die Creed in mir zurückgelassen hatte.

Ein Dämon, ein *leibhaftiger Dämon* war hier gewesen! Und er hatte mich töten wollen. Sie *alle* wollten mich töten. Und sie wür-

den nicht aufgeben, bis ihnen das gelungen war. Ich wäre niemals vor ihnen sicher.

Das war der Augenblick, in dem mir klar wurde, dass ich sterben würde.

Ich nahm die Bewegungen um mich herum erst wahr, als mich eine Krankenschwester bei den Schultern packte. »Was ist passiert?«, hallte ihre Stimme mehrfach von meiner schmerzenden Schädeldecke wider.

Meine Brust zog sich zusammen, als wollten meine Rippen mein Herz mit aller Kraft zerquetschen. Mir wurde schwindelig. Wenn ich doch nur Luft bekäme ...

Die Welt begann sich in die falsche Richtung zu drehen – in einer Geschwindigkeit, der ich nicht mehr folgen konnte. In einem Moment sah ich den Boden vor mir, dann die Wand, die Tür, das Fenster, durch das der Dämon gekommen und verschwunden war – und schließlich die kahle Decke des Zimmers.

Plötzlich waren da Gesichter, viele konzentrierte Gesichter. Manche schwebten ruhelos über mir, andere wandten sich von mir ab. Aber das durften sie nicht. Sie durften nicht gehen! Sie konnten mich nicht allein lassen!

»Dämon«, formten meine Lippen mit letzter Kraft, immer und immer wieder, doch ich wusste nicht, ob auch nur ein Ton aus meiner Kehle drang. Die Totenstille in meinem Kopf war lauter als der Lärm um mich herum.

Jemand strich sanft über meine Stirn, meine Haare. »Entspannen ...« Ich konnte die Worte der Schwester kaum verstehen. »... alles gut.«

Sie hatte keine Ahnung, wie sehr sie sich irrte. Denn ich würde sterben und es gab nichts, was sie dagegen unternehmen konnte. Mein Schicksal war besiegelt.

Henry. Wo war Henry? Ich brauchte ihn. Mehr als alles andere.
»Sie sind in Sicherheit«, geleitete mich eine sanfte Stimme in
die Schwärze von Creed Nightfairs Augen.